

Kastelen: So nah und doch fern?

Autor(en): **Kunisch, Hans-Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatkunde Wiggertal**

Band (Jahr): **70 (2013)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-719085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kastelen: So nah und doch fern?

Hans-Peter Kunisch

Mitte April, von Willisau her mit dem Velo kommend sehe ich sie zuerst kaum. Ganz oben scheint etwas zu sein, aber ist es nur Wald oder schon die Andeutung der Ruine, die ich mir anschauen will? Ich stelle das Velo weit unten am Hügel ab, denn ich denke mir, wenn ich gleichzeitig treten muss, sehe ich höchstens die Hälfte. Aber auch als ich auf dem weit geschwungenen Weg rund um den Hügel weiter hinaufgehe, habe ich nicht die nötige Ruhe. Nur am Rande sehe ich ein bescheidenes Schloss mit einem eigenartig betonhaften Anbau und eine kleine Allee von Stummelbäumen, zwischen denen ich mir vorkomme wie bei einem Empfang durch Wurzelzwerg. Ich grüsse sie kurz, aber eigentlich will ich nur wissen: Wo ist sie denn, die Burg? Aber weil der Hügel sich nur langsam verjüngt und auch die Bäume sie schützen, bleibt sie versteckt. Selbst im Wald, in dem ich die letzten, steileren Kehren mache. Bis ich oben ankomme vor dem plötzlich erstaunlich mächtigen Bau und auf einmal in Irland bin.

Zwei Wochen vor dem Besuch der Ruine Kastelen bin ich dort in der Grafschaft Sligo auf den Ben Bulbin, einen massiven, jäh ansteigenden Tafelberg gestiegen, auf dem sich der mythische Diarmuid versteckte, der unter dem Fluch litt, dass sich jede Frau, die ihn sah, in ihn verlieben musste. Was ihm Grainne eintrug und den tödlichen Hass ihres verlassenen Bräutigams Fionn.

Ben Bulbin ist ganz anders als der Burg-
hügel Kastelen. Von einer Seite sieht er aus wie das Gebiss Gottes oder wenigstens wie das eines Menschenriesen. Er liegt nahe am Meer, und zu seinen Füssen habe ich eine geschredderte Koralle gefunden, die im weiten Kiesweg um den grossen Kalkfelsen lag und gut in eine moderne Variante der Geschichten heidnischen Ursprungs passen würde, die William Butler Yeats im «Königreich der Schatten» erzählt. Als sich der spätere Nobelpreisträger mit englischen Wurzeln um 1890 für die irische Befreiungsbewegung zu begeistern begann, versammelte er in diesem Buch, das er «Celtic Twilight» nannte, Legenden und andere märchenhafte Geschichten aus der Gegend um Drumcliff, wo er heute, ganz in der Nähe des Ben Bulbin, begraben liegt.

Doch es sind nicht nur tanzende Elfen aus flüchtigem Nebel und ihre melancholischen Liebhaber, die ich im Wald unter der Ruine Kastelen entdeckte. An Irland erinnern mich die vielen Informationstafeln hier, die mir zeigen, dass heute die Historiker unsere Priester sind.

Wie?

Die mythische Landschaft um Sligo kennt neben den grossen auch eine Menge kleinerer, seltsamer Hügel, grösser als die eines Maulwurfs, kleiner als jeder anständige Schutthaufen. Auffällig ist, dass auf diese seltsamen Hügel, die manchmal gleich neben dem heutigen



Burgruine Kastelen mit weissem Kreuz.

Foto Martin Geiger-Hodel

Strassenrand liegen, immer ein Kreuz gepflanzt wurde, meistens klein, meistens weiss. Die Hügel waren heidnische Heiligtümer, und wenn Priester oder Mönche vorbeikamen, wussten sie, was sie aus ihrer Kutte ziehen mussten, um den chaotischen heidnischen Einfluss zu bannen.

Auf dem Hügel um die Ruine Kastelen, von ihrem Alter her die Heimat von dreihundertdreissig Elfen, ist ebenfalls ein weisses Kreuz zu sehen. Aber es ist viel niedriger gelegen als die Ruine. Die Alberswiler haben, sehe ich gleich, eine andere Lösung gefunden: Auch sie lassen die Menschen nicht allein mit den geisterhaften Resten der mittelalterlichen Burg, in deren Nähe man sich allerhand vorstellen kann. Sie haben die Historiker geschickt, und die

haben viele Tafeln aufgestellt, für die ich anderswo schon den Begriff «Informationsstelen» gesehen habe. Fleissig halten sie Spaziergänger davon ab, sich selber etwas zur Ruine zu denken. Wir wissen alles über diesen Ort, melden sie, lies nur, er ist nicht mehr gefährlich, wir haben ihn unter Kontrolle, auch wir schreddern unsere Korallen.

Doch kann Information die Fantasie wirklich einholen? Beflügelt sie sie nicht sogar?

Wer sich von den Stelen der Historiker losmacht und auf der Stahlkonstruktion im Inneren der Ruine hochsteigt, geht eine moderne Wendeltreppe ohne jede Rundung bis zur alten Höhe der Burg hinauf, aber er reist auch in die Weite hinaus. Während ich die Treppe hochsteige, fliege ich auf meinem, mit vie-

len, kleinen weissen Kreuzen besetzten Teppich von Irland nach Frankreich, denn beim Blick durch die löchrige Stahlkonstruktion muss ich an das erste Mal denken, als ich das Pariser *Institut du Monde Arabe* besuchte und vom Lift aus durch die löchrige Aussenwand der Südseite blickte. Von der geometrischen Ornamentik ihrer aufsehenerregenden zweihundertvierzig porösen Eisenfenster mit natürlicher Ventilator-Funktion, die Architekturhistoriker «Transennen» nennen, nimmt dieses frühe Wunderwerk von Jean Nouvel arabisch-maurische Formen auf und lenkt unseren Teppich gleich noch viel weiter nach Süden, in den Maghreb hinein. Die Stahlkonstruktion hier in der Ruine Kastelen, für die 29107 Kilo verzinkter und 9625 Kilo roher, rostiger Stahl verwendet wurden, wie ich von einer Informationstafel erfahre, ist vergleichsweise einfach, aber dennoch ist sie mit dem *Institut* verwandt. Vor allem in der ebenso selbstbewussten wie spielerischen Nutzung traditionell als hässlich bekannter Materialien und Formen. Als zweiter Turm, der die Höhe des ursprünglichen erst richtig erlebbar macht, ist sie ein Beispiel für Fantasie in der Gegenwart.

Wenn ich mich hier oben hinsetze, um ein paar Minuten lang die Atmosphäre in einsamer Höhe zu geniessen, wackelt die Konstruktion – ganz leicht, man könnte auch sagen, sie zittert. Ich muss denken, ihr Spiel spielt mit

meinem Leben, aber wahrscheinlich will sie mich nur daran erinnern, dass Positionen «ganz oben» nie von Dauer sind. Unten haben mich die Informationsstelen gelehrt, dass die Burg Kastelen während der Bauernkriege zerstört wurde. Und schon wieder fühle ich mich wie in Irland. Nicht nur in der Nähe von Ben Bulbin, nein, im ganzen Land gibt es dort unzählige alte Herrenhäuser, von denen die meisten während des irischen Befreiungskriegs von 1916 in Schutt und Asche gelegt wurden. Eine irische Freundin hat mir einmal erklärt, dass man am Grad der Zerstörung der Herrenhäuser und ihrer Türme noch heute gut ablesen könne, wie sich die damaligen Herrenfamilien ihren Leibeigenen gegenüber verhalten hätten. Je brutaler sie waren, desto weniger blieb ihnen, die die Iren versklavt hatten, danach von ihrer Pracht.

Nein: Positionen ganz oben sind auf Dauer nichts. Ist man nur ab und zu weit über den anderen, bewirkt es Leichtigkeit, wie Fliegen, einen Moment lang schöpft man Atem und fühlt sich frei. Sind Leute jedoch zu hoch geboren und immer oben geblieben, sehen sie den Wert derer, die in Bodennähe kriechen müssen, selten und sind wohl schnell in der Gefahr, arrogant zu werden.

Einer der makabersten Türme, auf denen ich je stand, denke ich jetzt, steht auf Kuba, im Süden, im Hinterland von Trinidad. Hier hat man eine ehema-

lige Zuckerrohrplantage als Museum der Sklaverei eingerichtet. Es ist eine sehr einfache Anlage. Die vier simplen Wachttürme sind aus Holz und erinnern an Forts aus alten Westernfilmen. Das Perfide der Anlage jedoch war, dass die Plantage in einer weiten Ebene liegt. Nach allen Seiten sind es Kilometer bis zum nächsten Schutz. Das bedeutet, Flüchtlinge konnten von dort oben in aller Ruhe verfolgt werden. Hatte man sie einmal entdeckt und im Zielfernrohr, waren sie Freiwild.

Ich glaube, es ist besser, dass die Plantage, die noch lange in Betrieb war, nicht zerstört wurde, sondern, wie man spitz sagen könnte, noch heute gut in Schuss gehalten wird. Es macht vielen Leuten, die sich immer wieder einmal über Misswirtschaft und Unterdrückung im gegenwärtigen Kuba beschweren, klar, dass es vor nicht langer Zeit viel schlimmer um die Insel bestellt war.

Und je länger ich über Türme, Burgen und Festungen auf der halben Welt nachdenke, während ich hier oben auf der Stahlkonstruktion in der Ruine Kastelen stehe, desto klarer wird mir, dass es wohl seine Gründe hat, wenn man alte Burgen mit dem Mittel historischer Forschung klein hält. Vielleicht kann man sie auf diese Weise von der eigenen Geschichte befreien, ohne sie zu vergessen. Glücklicherweise haben die Luzerner Bauern und die Iren ihre Herren bekämpft, glücklicherweise ist es auch kubanischen Herrenmenschen

nicht anders ergangen, glücklicherweise hat man sie von der Insel gejagt.

Der Autor war von Januar bis April 2012 Ateliergast der Stadtmühle Willisau.

Adresse des Autors:
Hans-Peter Kunisch
Ratiborstrasse 9
10999 Berlin
E-Mail: hpkunisch@yahoo.de